

**Pfarrer Jörg Zimmermann  
Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Predigt zu Römer 8, 28  
am 02.04.2006**

Liebe Gemeinde,

„Jesu, meine Freude“ – eines der schönsten Lieder unseres Gesangbuches, wie zumindest ich finde. Immer wieder herrlich vertont: manchem klingt vielleicht die gleichnamige Motette von Johann Sebastian Bach im Ohr; heute lernen wir die kleine Orgelkantate von Dietrich Buxtehude dazu kennen.

Ein schönes Lied; beeindruckende musikalische Werke dazu – und doch: so harmonisch das alles klingt: das Lied selber hat es in sich! Das kann man, wenn man denn wirklich hört, worum es da geht, überhaupt nicht so locker singen, als sei es das schönste auf der Welt! Die Rede ist von den „Stürmen der Feinde“, vom „Satan“, der „wettert“, von der „Welt“, die „erzittert“, von „Krachen“ und „Blitzen“, von „Sünd und Hölle“, die „schrecken“ – und das waren alles Zitate allein aus der 2. Strophe! In der dritten kommt dann noch der „alte Drachen“ hinzu, ja der „Todesrachen“, die „Furcht“, „Erd und Abgrund“ – und mit Blick auf die anderen Strophen ließe sich die Liste noch verlängern.

Und dass niemand meint, hier blicke jemand vielleicht nur aus der Rückschau auf die Nöte dieser Welt! Nein, in der vierten Strophe heißt es: Elend, Not, Kreuz, Schmach und Tod soll mich, **ob ich viel muss leiden**, nicht von Jesu scheiden!“ „Ob ich viel muss leiden“ – also: obwohl es mir hier mehr als dreckig geht und ich nicht ein noch aus weiß, obwohl sämtliche Wellen über mir zusammenschlagen – und zwar jetzt und hier! Was das Lied da malt, sind eigentlich richtig apokalyptische Farben, wo keine Hilfe in Sicht ist! In **dieser** Situation soll Jesus meine Freude sein, ja noch präziser: in dieser Situation bittet der Sänger Jesus selber, er möge seine Freude sein! Das Lied ist von Strophe 1-4 ein Gebet: Jesus ist der Angeredete – sonst müsste es ja auch heißen: Jesus, meine Freude. Es heißt aber: **Jesu**, das ist der sogenannte Vokativ: der Fall, in dem jemand angesprochen wird. (Hat vielleicht mancher noch aus dem Lateinunterricht von ferne in Erinnerung!)

Ich finde diese Feststellung sehr wichtig, gerade im Vergleich damit, wie wir meist an die Frage nach dem Glauben herangehen. Da nehme ich bei den meisten Menschen und häufig auch bei mir selber ungefähr Folgendes wahr: wir sehen auf das Leid in der Welt – und sind erschüttert. Wo ist Gott in alledem? Fragen wir. Ganz besonders ernst wird es, wenn das Leid uns nahe rückt, wenn es unsere Liebsten oder uns selber betrifft. Da wird dann auch diese Frage lauter und dringlicher: Wo ist Gott? Ja ist da überhaupt jemand oder etwas? Dann müssten die Dinge doch wohl anders laufen, als sie es tun. Mal sehr krass formuliert: Welchen Anspruch auf unser Vertrauen, ja geradezu welche Daseinsberechtigung sollte ein Gott eigentlich haben, wenn er Not nicht wendet? Wozu soll er denn sonst gut sein, wenn nicht dafür?

Das ist sicher eine ungewöhnliche, für manche Ohren wohl auch eine respektlose Art, von Gott zu reden. Wobei ich bei jemandem, der schwerem Leid ausgesetzt ist, großes Verständnis für diese Respektlosigkeit habe. Da kann man schon an Gott zweifeln, ja vielleicht sogar verzweifeln, wenn er so überhaupt nicht eingreift, um Leid zu wenden!

Und doch: „Jesu, meine Freude“, dieses schöne Lied, und auch die Heilige Schrift weisen uns einen anderen Weg. Und der ist schon darin anders, dass er uns Gott anders entgegenreten lässt, als wir es meist tun: nämlich, um noch einmal die Erinnerung an den Lateinunterricht zu bemühen: im Vokativ, indem wir nicht über Gott sprechen, sondern Gott anspre-

chen. Das ist nicht nur ein grammatischer Unterschied, sondern zeigt eine andere Haltung. Ebenso wie wir im zwischenmenschlichen Bereich ja auch nicht über andere herziehen sollten, über die wir uns ärgern – nein, wir sollten uns direkt an sie selber wenden! Ja vielleicht signalisieren wir mit unserer Rede **über** Gott unbewusst, dass wir schon gar nicht mehr mit einer Antwort von ihm rechnen! So gesehen, wäre ein Gebet, eine Anrede Gottes, und sei es eine solche, die ihn dann hart rannimmt, schon mal eine Würdigung Gottes als eines echten Gesprächspartners! Ich meine: das zumindest hat er verdient, auf diese Weise gewürdigt zu werden!

Nun aber weiter: „Jesu, meine Freude“ – der Sänger des Liedes ist offensichtlich schon über die Anrede Gottes mit dem Zweck der Klage über sein Leid ihm gegenüber hinaus. Er hat bereits das Vertrauen, das manch anderer noch sucht. Das ist nun eine schwierige Angelegenheit: denn solch ein Vertrauen ist nicht auf Kommando herstellbar. Es gibt keine „Methode“, einem Leidenden dieses Vertrauen gleichsam „einzuimpfen“. Und doch: vielleicht ist es ja doch hilfreich, auf so jemanden einfach mal zu hören, sich seine Geschichte erzählen zu lassen, der zu diesem Vertrauen gefunden hat. So jemand ist Johann Franck, der im Jahre 1653 dieses Lied geschrieben hat – kurz nach Ende des 30-jährigen Krieges, dessen Schrecken er hautnah miterlebt hatte. Dieser Mann wusste etwas davon, was es heißt, wenn „Sünd und Hölle schrecken“!

Jemand anderes, der das ebenfalls wusste und der gleichwohl mitten in Bedrohung und Leid Vertrauen zu Gott gefasst hat, ist bereits der Apostel Paulus. In seinem **Brief an die Römer, in dessen 8. Kapitel, im Vers 28**, da schreibt er ein kleines, aber bedeutungsschweres Sätzchen, das mir geradezu der biblische Nährboden für das Lied von Johann Franck zu sein scheint: „**Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.**“ Lassen Sie uns diesen Vers einmal gemeinsam mit dem Lied genauer in den Blick nehmen.

Mein erster Eindruck: dieser Vers ist gefährlich: das klingt ein bisschen so wie die markige Devise, die man zuweilen aus dem Munde zumeist eher älterer Herren im Rückblick auf die schweren Zeiten zu hören bekommt: „Was uns nicht umbringt, macht uns nur noch härter.“ Ich gebe zu: ich habe Schwierigkeiten, mir diesen Spruch zueigen zu machen. Ich halte es da eher mit Reinhard Mey: „Es bleibt eine Narbe zurück.“ Und gewisse Situationen in meinem Leben möchte ich nicht noch einmal erleben; da bin ich nur insofern drüber weg, als diese Situationen – Gott sei Dank! – vorbei sind. Sofern mir Ähnliches noch einmal blühte, wäre ich alles andere als „härter“ geworden, so als könnte ich das jetzt locker aushalten. O nein!

„Alle Dinge zum Besten dienen!“-? Etwas Anderes, was mir zu dem Pauluswort spontan einfiel, ist eine kleine Erinnerung, die meine Mutter aus ihrer Kindheit manchmal erzählt: das war ja die Zeit des Zweiten Weltkrieges, mit viel Angst und Schrecken. Und da wurde den Kindern ein Lied beigebracht, darin gab es eine Zeile: „Immer fröhlich, immer fröhlich, alle Tage Sonnenschein...“ – Meine Mutter mochte dieses Lied schon damals nicht, und ich denke, sie hatte da ein sehr treffsicheres Gespür: wir Menschen haben eben nicht immer Anlass zum Fröhlichsein, und es ist eben auch nicht alle Tage Sonnenschein – wer's nicht glaubt, braucht ja in diesen Tagen meist nur mal kurz aus dem Fenster zu gucken! ☺

Aber ich denke, so primitiv ist die Botschaft eben auch nicht, die Paulus hier verkündigen will. Er sagt nicht: „Alle Dinge sind gehören zum Besten.“ Sondern: sie „dienen zum Besten“, wörtlich: „alles wirkt mit zum Guten“; etwas freier, aber treffend übersetzt: „Alles führt letzten Endes zum Guten“; „Alles geht am Ende gut aus“, oder etwas ausführlicher paraphrasiert: „Alles, was auch geschehen mag, wird nichts daran ändern, dass schließlich und endlich Gottes Plan zum Ziel kommt, und sein Plan ist ein Plan des Lebens und nicht des Todes!“

So gedeutet, überspringt der Satz des Paulus das Leid gerade nicht, sondern nimmt es ernst! Paulus ist der Autor im Neuen Testament, der immer wieder das Kreuz betont, der nicht einfach hinüberspringen will zur Auferstehung. Der aber zugleich das Kreuz immer und abschließlich aus der Perspektive der Auferstehung in den Blick nimmt. Und der deshalb weiß: Kreuz und Leid – sie werden nicht das letzte Wort haben. Noch sind sie da und machen uns zu schaffen, wohl wahr! Aber wir wissen jetzt schon um ihre Begrenzung.

So nimmt Paulus sozusagen eine „Mittelposition“ ein: auf der einen Seite stehen die, die am Leid zu verzweifeln drohen, die ihm nichts entgegensetzen haben und die folglich früher oder später auch von Gott nichts mehr erwarten, die ihn nicht mehr anreden, sondern nur noch mit einer Mischung aus Verzweiflung und Verbitterung über den im Leide nicht zu findenden Gott sprechen – oder nicht einmal mehr dies tun, sondern resigniert schweigen.

Auf der anderen Seite stehen die, die mit gezwungen-fröhlichen Durchhalteparolen dem Leid letztlich eben auch nichts entgegensetzen haben. „Immer fröhlich, immer fröhlich, alle Tage Sonnenschein“, oder moderner: „Don't worry, be happy“ – so hat man eine Zeit lang vielleicht mal gern gesungen, aber der Schlager nutzte sich schnell ab, und geholfen hat er bestimmt niemandem.

Da ist „Jesu, meine Freude“ schon ein anderer Kaliber. Der Sänger macht aus seiner Zerrissenheit zwischen sehr konkret erlebtem Leid und Vertrauen auf Jesus keinerlei Hehl. Er nimmt gegenüber ersterem gleichsam immer wieder bei letzterem seine Zuflucht. Er ist nicht aus dieser Spannung entlassen, aber er darf immer wieder erleben, wie sein Vertrauen zu Jesus ihm dazu verhilft, nicht im Leid förmlich zu ersticken.

Ja, liebe Gemeinde, das gibt es: dass Menschen im Leid und am Leid geradezu ersticken, den Mund nicht mehr aufbekommen, sondern kraftlos werden und nur noch verstummen. Das geht dem Sänger hier anders. „Verstummen“ – das müssen „Erd und Abgrund“; er selber sagt dagegen von sich: „Tobe, Welt, und springe; ich steh hier und singe in gar sich'rer Ruh!“ Und was würde der Sänger weiter zu uns sagen? Vielleicht ja ganz einfach dies: „Singt mit!“ Lasst euch mit hineinnehmen in mein Lied! Vielleicht überträgt sich ja die Kraft, die in ihm liegt, dabei auf euch! Und ihr gewinnt neue Zuversicht, da wo äußerlich betrachtet so gar nichts dafür spricht! –

Liebe Gemeinde, so und nicht anders verstehe ich den Sänger. Und so verstanden habe ich ihm nichts hinzufügen! Amen.